

Ein wahrer Urwald der Poesie – Jean Paul damals und heute

Jean Paul ist kein ‚schwieriger‘, er ist ein sehr schwieriger Autor. Dennoch fällt auf, dass immer wieder – von klügsten Köpfen wie Lichtenberg, Jacob Grimm (der ihn gleich nach Goethe stellte), Hugo von Hofmannsthal und Hermann Hesse und vielen anderen – sein einsamer Rang gelobt wurde und wird.

Man könnte es sich, um Jean Paul bündig zu charakterisieren, leicht machen und zunächst aus einer der berühmtesten Reden zitieren, die jemals einem Dichter gewidmet wurde. Ich könnte also aus Ludwig Börnes Ansprache etwas bringen, die er wenige Tage nach dem Tode des Menschen Jean Paul im Frankfurter Museum vortrug. Dass er also geduldig an der Pforte des 20. Jahrhunderts stünde, dass er nicht an den Tafeln der Großen zu Gast war, sondern bei den Seinen, den Armen: man kann das alles auszugsweise in den schönen Biographien nachlesen, die im späten 20. Jahrhundert dem Dichter gewidmet wurden; jüngst sind gleich drei neue hinzugekommen. Man müsste dann allerdings sofort zur Kritik ansetzen und fragen, was denn an Börnes Einschätzung zutrefte – und man würde zuletzt darauf kommen, dass dieser höchst eigentümliche Dichter nicht grundlos die besten Biographien gefunden hat. Begeisterter als über diesen eigentümlichen Typen Jean Paul wurde vielleicht über keinen zweiten deutschen Dichter geschrieben, aber auch nicht ablehnender.

Man würde allerdings auch zum Schluss kommen, dass kaum ein Dichter derart

widersprüchliche Texte geschrieben habe. Diese Widersprüche, die mit seiner unverwechselbaren – schwer geliebten wie unbedingt gehassten – Schreib-Art zu tun haben, diese Widersprüche mögen sich auflösen, wenn man das an Visionen, Weisheiten und Witzen überreiche Werk chronologisch in den Blick nimmt – aber wer tut dies schon? Das Problem liegt bei diesem Dichter ja auf der Hand: Zu Jean Paul gelangt man selten auf geraden Pfaden. Es braucht eine Engelsgeduld, um hineinzukommen in diesen Kosmos an Worten, Ideen und Bildern. Es braucht ein granitenes Lesegebiss, um sich durchzubeißen bis zu jenem Punkt, an welchem dem einsamen Leser nicht alles, aber doch so viel egal ist, dass er das, was er als wesentlich empfindet, vom Wust des unmittelbar wie unmissverständlich Unverständlichen zu sondern weiß. Anders als bei Robert Musil, der ja auch (und zu Unrecht) als ‚besonders schwierig‘ gilt, kommt es bei der Lektüre nicht so sehr auf jede Sentenz, jede Assoziation, jede Metapher an. Genug, dass man im Fluss der Sprache mitschwimmt, dass man das sogenannte Wesentliche begreift – oder, was bei Jean Paul ja nicht weniger ist, zu begreifen scheint. Wer noch vor dem Abitur zu einem Werkchen wie etwa dem (grandios komischen) „Feldprediger Schmelzle“ greift und nach zwei bis maximal drei Seiten den Vogel „in die Ecke schmeißt“, wie es unnachahmlich klar in den „Neuen Leiden des jungen W.“ heißt – der muss noch nicht verloren haben.

Andererseits: Nimmt man sich nicht das Wesentliche, wenn man eben jene

vielen kleinen Stellen überschlägt? Wenn man darauf verzichtet, die köstlichen Witze, die warmherzigen und bösen Bemerkungen zu begreifen, wenn man mal wieder über eine Metapher, einen unbekannten Namen, ein Fremdwort gestolpert ist, das partout in keinem Lexikon verzeichnet ist? Man könnte nun argdichtungstheoretisch werden und auf die ‚Rolle des Erzählers‘ in Bezug auf den Autor hinweisen, auf die ‚Meta-Ebene‘, die Selbst-Reflexivität und das Erzähler-Ich, auch auf die Fiktionalität und den Schein-Dokumentarismus seiner Texte – aber theoretische Erläuterungen würden den Witz und das Spiel vermutlich nur beschädigen. Nein, man muss schon selbst nachlesen, wie sich Jean Paul als Erzähler, Romanautor und Held, als Theoretiker der Poesie und der Politik, der Pädagogik und der Liebe in seinen Schriften positioniert, und man sollte sich nicht abschrecken lassen von den Einschätzungen der Literaturwissenschaft: Jean Pauls erster Roman „Die unsichtbare Loge“ sei formal wirr, lese ich etwa sinngemäß in der 2013 erschienenen Jean-Paul-Biographie Helmut Pfotenhauers. Formal mag die Anmerkung richtig sein; aber wer den Leser mit derartigen Urteilen verschreckt, hindert ihn vielleicht daran, das Schönste zu entdecken: den Traum und den Realismus. Bedenkt man, wie er seine Romane konstruiert hat – mit Abschweifungen, Fußnoten, Brüchen, Einschüben, Extrablättern und Beilagen –, zweifelt man daran, dass es ihm mit dem Aristoteles allzu ernst gewesen ist. Soviel ist allerdings richtig: Würde man alles wegstreichen, was nicht unmittelbare Handlung ist, hätten wir es vermutlich mit einer Kurzgeschichte zu tun – einer nicht sonderlich spannenden Kurzgeschichte. Ja, Jean Paul war kein Systematiker, er hat diese Systemlo-

sigkeit gut begründet: „*Wer ein System hat, denkt nicht mehr.*“ Das sogenannte Chaos seiner Romane und Erzählungen diene sich einer anderen Herrin als dem System an: der Wirklichkeit – zumindest einer Wirklichkeit, die sich allein in den Kategorien des Unsystematischen (falls eine Kategorie etwas derart Unscharfes einzufassen vermag) beschreiben lässt. Jean Paul also zeichnet etwas grundsätzlich Anderes aus als wohl jeden anderen Autor des 19. Jahrhunderts, der uns geblieben ist. Aber wer war eigentlich dieser Jean Paul?



Abb. 1: Ludwig I., der als König von Bayern UND als Herzog von Franken das Bayreuther Denkmal in Auftrag gab, hat den Dichter so geschätzt, dass er ihn, neben vielen anderen fränkischen Geistern, in der Bayerischen Ruhmeshalle in der Landeshauptstadt verewigte. Es sagt viel über den Ruhm des Dichters im 19. Jahrhundert aus.

Photo: Frank Piontek.

Bleiben wir einen Moment bei den Kindern, denen auch Jean Pauls Liebe galt, denen er sogar eine eigene Schrift

widmete: die „Levana“, eine nach wie vor lesenswerte Sammlung von Erziehungsmaximen und -ratschlägen. Wie würde ich einem Jugendlichen, der nichts von ihm kennt (was die Jugendlichen mit den meisten und selbst den gebildeten Erwachsenen verbindet) heute den Dichter nahe bringen? Vielleicht so: Er steht hoch oben auf dem Bayreuther Denkmalsockel. Er muss zweifellos ein bedeutender Mann gewesen sein: er, der mit dem Stift in der Hand die Verkehrssünder aufzuschreiben scheint, die ihn täglich umrunden.

Er gilt neben der Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth und dem Komponisten Richard Wagner als der dritte der ganz Großen im Bunde der Bayreuther Kulturschaffenden. Ja, er ist der wichtigste Dichter, der jemals in Bayreuth lebte und bis heute weltberühmt, aber auch umstritten ist. Er war ein echtes Kind des Fichtelgebirges. In seinen Lebenserinnerungen, die er ganz am Ende seiner Bayreuther Tage aufschrieb und denen er den typisch jeanpaulischen Titel „Selberlebensbeschreibung“ gab, hat er seine Kindheits- und Jugendjahre beschrieben. Er tat das so, dass es auch ein Jugendlicher verstehen kann, denn sonst ist er für einen eher komplizierten Stil berühmt (und berüchtigt).

So schilderte er seine ersten Jahre, in denen er – am Tag des Frühlingsbeginnes 1763 in eine Pfarrersfamilie hineingeboren – mit einigen Brüdern und seinen Eltern im Fichtelgebirge aufwuchs. Es müssen harte Jahre gewesen sein, denn der Vater verdiente als Pfarrer und Schullehrer nicht viel Geld. Jean Paul aber hat später diese Zeit in Wunsiedel, Joditz und Schwarzenbach an der Saale als eine schöne bezeichnet. Es ist erstaunlich, mit welcher Kraft sich der Schriftsteller, der sich lange durchs ärmliche Leben hun-

gerte, nachträglich dieses Leben schön-schrieb. Jean Paul war offensichtlich ein Mensch mit einem starken Willen, der nicht zuließ, dass die äußeren Umstände über seinen Geist triumphierten. So überlebte er auch die Studentenzeit in Leipzig, auch wenn er das Studium abbrechen und aus der Stadt fliehen musste, weil ihn seine Gläubiger verfolgten. Er kehrte zurück in seine oberfränkische Heimat und wurde hier zunächst einmal Hofmeister, d.h., er heuerte als Privatlehrer an – und schrieb, schrieb, schrieb. Er produzierte zunächst viele Satiren, also komische Texte, die zwar gedruckt, aber so gut wie nicht gekauft wurden.

Schon früh hatte er auch enorm viel gelesen. Er muss einer der gebildetsten Männer seiner Zeit gewesen sein und kannte sich in unglaublich vielen Fachgebieten aus. Er hat diese Kenntnisse in all seine Romane und Erzählungen einfließen lassen, was natürlich etwas verwirrend ist. Berühmt wurde er allerdings nicht aufgrund seiner enormen Kenntnisse, sondern wegen der Darstellung tiefer Gefühle und komischer Szenen. Jean Paul ist tatsächlich nicht nur einer der größten Humoristen der Literatur, er war auch unübertroffen, wenn es darum ging, Himmel und Erde in höchst leidenschaftlichen Worten zu beschreiben. Mit seinem zweiten Roman, „Hesperus“, hat er sich die Herzen eines größeren Publikums erobert. Für einige wenige Jahre gehörte er zu den zehn bekanntesten deutschen Schriftstellern, die gelesen und diskutiert wurden. Wenn ihr in den Biographien lesen könnt, dass er zu den meistgelesenen Autoren seiner Zeit gehörte und dass er in dieser Hinsicht sogar Goethe überholte, dann stimmt das nur halb. Man hat einmal ausgerechnet, an welcher Stelle der ‚Charts‘ Jean Paul Ende des 18. Jahrhunderts stand, als Dichter wie

Kotzebue und Vulpius die Hitparade anführten. Unser Dichter nahm da immerhin den neunten Platz ein – nicht mehr, aber auch nicht weniger, und auch dies nur für einige wenige Jahre.

In dieser Zeit hatte er bereits seine Heimat, das heutige Nordoberfranken, verlassen. Es trieb ihn nach Weimar und Berlin, wo er – da war er schon fast 40 Jahre alt – endlich seine Frau Karoline kennen lernte, die er heiratete und mit der er drei Kinder zeugte. Interessanterweise war Karoline eine bürgerliche Frau, die zwar ihren Mann verehrte, aber sich merklich von den Frauen unterschied, die den Dichter bis dahin regelrecht umschwärmten hatten. Goethe hat ja ähnlich geheiratet, als er seine geliebte Christiane zum Traualtar führte. Jean Paul hatte sich bereits mehrmals verlobt, bevor er sich entschloss, Karoline zu heiraten und endlich einen Ort zu suchen, an dem er länger leben konnte.

So kam man über Meiningen (im südlichen Thüringen) und Coburg im Jahre 1804 in Bayreuth an. Hier blieb der Dichter tatsächlich bis zu seinem Sterbetag im Jahre 1825. Anders als die meisten Schriftsteller seiner Zeit ernährte er seine Frau und seine Kinder (und seine vielen Tiere, unter denen sich Hunde und Eichhörnchen befanden) ausschließlich durch das Schreiben. Jean Paul gehört zu den ersten ‚freien‘ Schriftstellern seiner Zeit, und er schrieb auch in Bayreuth unendlich viel: Romane, Erzählungen, Betrachtungen, große Schriften sowie die genannte spannende Erziehungslehre namens „Levana“.

Allerdings war er in Bayreuth längst nicht mehr der bekannte, gelesene, umschwärmte Autor. Den Erfolg seines Romans „Hesperus“ konnte er nicht mehr erreichen. Obwohl seine späteren Romane moderner erscheinen als seine früheren

– etwa der Eheroman „Siebenkäs“ oder die köstliche Geschichte zweier Brüder „Flegeljahre“ –, wurden sie viel weniger verstanden als seine ersten Erfolgswerke. Dabei sind gerade diese Werke – auch seine Erzählung vom seltsamen „Dr. Katzenberger“ – ungeheuer spannend und sehr, sehr komisch. Natürlich sind sie nicht einfach zu lesen, aber wer einen Sinn für die tiefe Liebe zum Menschen, zu Gott und der Welt, wer die Sehnsucht nach etwas Anderem als dem Alltäglichen und den Spaß an witzigen Wortspielen und Szenen nicht verloren hat, wird ihn immer mit Gewinn gelesen. Man braucht viel Zeit und Geduld, um in sein eigentümliches Reich einzudringen, aber wer es geschafft hat, weiß, was ein Dichter alles mit der Sprache ausdrücken kann.

Ja, wie soll oder muss man ihn denn nun lesen, wenn man ihm nahe kommen und seine Schätze heben will? Jean Paul, heißt es ja landläufig, sei ‚schwer‘ zu lesen, sei ‚schwierig‘. Das stimmt natürlich nicht. Jean Paul ist kein ‚schwieriger‘, er ist ein sehr schwieriger Autor.

Und doch... Es muss auffallen, dass immer wieder – von klügsten Köpfen wie Lichtenberg, Jacob Grimm (der ihn gleich nach Goethe stellte), Hugo von Hofmannsthal und Hermann Hesse – sein einsamer Rang gelobt wurde und wird. Aber wer soll das heute noch lesen? „*Literarische Leute von reiferen Jahren*“, schrieb einst Theodor Fontane. Diese „*finden auf jeder Seite ein Goldkorn, das ganze moderne Novellen aufwiegt und vergessen darüber den umgebenden Häcksel, der wirklich nur Pferdefutter ist. Sieben Achtel ist Quatsch, das achte Achtel aber hält nicht nur schadlos, sondern gibt noch einen erheblichen Überschuss. Sahara, aber welche Oase darin!*“ Denken wir an andere Lobredner, es sind bis heute nicht die schlechtesten.

Die „Naturerscheinung“ wurde stets so gehörig bewundert wie verkannt: von Nietzsche („*ein Verhängnis im Schlafrock*“) zu Hermann Hesse („*ein Bestätiger, und auch ein Tröster*“) und Peter Bichsel („*Man verstrickt sich schnell in ihm*“).

Wie aber soll man als ‚Laie‘ ihm nahe kommen, wie ihn lesen, wie die Oasen entdecken? Ganz einfach:

1. So, wie sich die Igel lieben: langsam und sehr vorsichtig. Wer hier zu schnell vorgeht, versäumt das Wesentliche: die Zärtlichkeit – im Falle des Dichters: die Zärtlichkeit seiner Sprache, seiner Figuren und seiner Gedanken.

2. So, wie man ein russisches Frühstück zu sich nimmt: mit Lust an der Lust auf herzhaft und sehr süße Sachen. Wer Jean Paul in sich hineinfrisst, wird sich schnell den literarischen Magen verderben – und niemals wieder zu seinen Köstlichkeiten greifen.

3. So, wie ein Chirurg vorgeht: mit dem Seziermesser der genauen Analyse. Wer ihn genau liest, wird entdecken, dass es vielleicht nicht auf jedes Bild, jeden Witz, jede Pointe ankommt – aber wenn er sie erst einmal mit Geduld auseinandergenommen hat, wird er sich freuen und bemerken, dass Jean Paul zu den besten, genauesten Schriftstellern deutscher Zunge gehörte.

4. So, wie man zu seiner/seinem Geliebten sein sollte: liebevoll selbst und gerade dann, wenn man Fehler an ihr/ihm zu bemerken scheint. Sie/Er wird diese Zuneigung zu schätzen wissen. Wer glaubt, dass Jean Paul bisweilen nervt, hat nicht ganz Unrecht – aber wer ihm vertraut, wird selbst dort, wo er Fehler zu haben scheint, schönste Seiten an ihm entdecken.

5. So, wie man heute nicht zu lesen pflegt: also nicht mit dem Un-Sinn für schnelles Tempo, glatte Oberflächlichkeit

und dumme Derbheit. Wer ihn langsam liest, muss sich darauf einstellen, dass die Zeit, die er in die ausschweifenden Werke investiert, nicht verloren ist, sondern gewonnen wurde, dass seine Tiefen erobert werden müssen (damit sie dem Leser bleiben) und dass seine Witze nach wie vor – meistens – ausgesprochen gut sind. Lest ihn langsam. Nehmt ihn wahr. Versucht ihn en detail zu begreifen. Auch die Schnecke kommt an ihr Ziel – und sie hat sehr, sehr viel Landschaft gesehen, mehr als das Raubtier, das mit 120 Stundenkilometern durch die Gegend prescht.

Gut, dies mag die ideale Technik des jeanpaulinischen Lesens sein – aber was liest man da eigentlich? Welche Gründe gibt es, ihn heute noch zu lesen? Was macht literarische Bedeutung aus, die uns in seine Bücher hineintreibt? Es sind vier Gründe:

1. Jean Paul war ein besonders kreativer Wortschöpfer. Er hat ungefähr ein Dutzend Begriffe erfunden, die heute noch zu den normalen Wörtern gehören, die in aller Munde sind: Geburtshelfer, Fallschirm, Kerbtier, Schmutzfink, Angsthase, Luftschiffer, Weltschmerz, Schlafrock und unsere beliebten Gänsefüßchen. Er hat auch jede Menge neuer Wörter erfunden, die sofort wieder untergingen – aber ihn zu lesen, bedeutet, die Sprache an sich neu zu entdecken, weil Jean Paul die ungewöhnlichsten Bilder und Wortkombinationen erfand; mit einem Wort: die ungeheuren, grenzenlosen Möglichkeiten der Sprache. Die jeanpaul'sche Sprache erweitert das Bewusstsein des Lesers, weil er ein Gefühl dafür bekommt, was Sprache vermag.

2. Jean Paul hat – wie kein zweiter Autor der deutschen Literatur – die beiden Welten verbunden: die Erde und den Himmel. Er beschreibt – das ist die Sati-

re, das ist der Realismus – die irdischen Verhältnisse, das Dorf, die Stadt, den Hof und er schwingt sich immer wieder auf den berühmten Flügeln seiner Poesie zum Ewig-Jenseitigen hoch, um den ‚armen‘, an den Verhältnissen, an der Liebe und am Hass leidenden Menschen die Perspektive einer anderen, höheren, sinnerfüllten Welt zu geben. Er lässt den Leser – zumeist – nicht an den Bedingungen der Erde verzweifeln, sondern zeigt ihm auf, wie es im Jenseits weitergehen könnte, ohne doch die Erde zum bloßen Durchgang zu erklären. Die Freunde des Essens und des Trinkens und des (zuchtvollen, moralisch einwandfreien) Küssens gehören ebenso zu seinem Weltbild wie die Engel, Gott und die Unsterblichkeit. All dies beschreibt er mit den jeweils ‚passenden‘ Bildern und dem jeweils passenden Tonfall – „*Variatio delectat*“, der Satz trifft gewiss auf Jean Paul zu.

Von hier aus begreift man auch, was ‚Wirklichkeit‘ bei diesem Dichter bedeutet. Alle Erkenntnis einer äußeren Realität ist so wahr wie die Bilder, die der Mensch und Dichter sich von ihnen macht. Bei Nord-Osten, sagt Jean Paul, „*lodere für unser Herz die neue Morgenröte auf*“. Im August 1792 schreibt er das, er sitzt in seiner Stube in Schwarzenbach an der Saa- le, es ist ein Kriegssommer, Preußen und Österreicher marschieren gen Westen, das Schlimmste steht noch bevor. Der Dichter beschreibt schon mal den Untergang – der Sonne, wobei er zu einzigartigen Bildern findet: Grab, Elysium, Goldstufe, Goldadern, Nacht-Schlacken, Schlafstätte der ruhenden Riesen, gaukelnder Nachtschmetterling; unter diesen Schlagworten findet man das wieder. Die Landschaft wird zum Medium eines Größeren, Transzendentalen: „*und rund um die große Szene zieht sich wie um unser Leben ein hoher Ne-*

bel.“ Die Natur und der Mensch, das Reale der Landschaft und die Sehnsucht von uns allen werden in diesen Bildern zu einer schlichtweg bannenden Wirklichkeit.

3. Jean Paul hat mit dem „Siebenkäs“ den ersten deutschen Eheroman, damit einen der wichtigsten Romane des 18. und 19. Jahrhunderts geschrieben. Wie der Dichter das Scheitern der Ehe von Siebenkäs und Lenette, die Traurigkeit dieser Beziehung und die Sehnsüchte dieser Ehe beschreibt, ist nach wie vor stimmig, rührend – und auf seltsame Weise finster. Jean Paul ist ein so einsamer wie großer Schilderer des Individualismus. Nie wieder haben die Deutschen einen so genauen Chronisten ihrer Innenwelt besessen. Sein mikroskopischer Blick sorgte für genaue und ergötzliche Episoden wie die Lichtschneuzepisode aus dem „Siebenkäs“ oder die Testamentseröffnung aus den „Flegeljahren“.

4. Nicht zuletzt ist Jean Paul einer der ganz großen Humoristen der deutschen Literatur. Wenn Jean Paul einen Witz macht, dann trifft er (meistens), er ist da einfach unfassbar souverän. Wenn er eine witzige Bemerkung macht, dann ist sie nicht nur geistreich, sondern reizt zum unmittelbaren Lachen. Er hatte einen unheimlichen Sinn für absurde Komik. Seine Beschreibungen objektiv komischer Charaktere (ich denke an den Monstrensammler Dr. Katzenberger, an den Feigling Attila Schmelzle, an den Frauenverführer Rosa von Meyern, an Quintus Fixlein und den Rektor Florian Fälbel) sind in der deutschen Literatur wahre Raritäten. Auch deswegen gehört der Dichter zu den Autoren der Vergangenheit, die noch unmittelbar zu uns sprechen.

Gewiss, er spricht zu uns; man hat immerzu den Eindruck, das Jean Paul geradezu neben einem steht, dass man seine

Stimme hört, wenn man seine Texte liest – aber lernt man hier zugleich den Menschen Jean Paul kennen? Kein Autor der deutschen Literatur hat sich so oft selbst herbei zitiert, in den „Jean Pauls“, Gianozzos und Jean Pierres – und keiner blieb dabei so künstlich artifiziell. Die Frage ist vermutlich unwichtig: Muss man den Dichter als Menschen in seinem Werk entdecken. Man käme, darüber nachdenkend, vielleicht auf den Gedanken, dass Jean Paul alles andere als ein Humorist war. Der unvergleichliche Hans Mayer hatte noch in einem Aufsatz zum ‚Nachruhm‘ Jean Pauls behaupten können, dass der Dichter seine Werke *„als Schöpfungen humoristischer Dichtung“* betrachtet habe. Dafür zeuge schon die Wertigkeit, die er dem Humor in seiner „Vorschule der Ästhetik“ eingeräumt habe.

Natürlich war Jean Paul ein großer Humorist – aber die Brüche sind allzu offensichtlich, als dass wir ihn als ‚reinen‘ Humoristen abklassifizieren könnten. War er, wie gelegentlich bei Idealisten zu lesen ist, ein ‚Menschenfreund‘? Darauf könnte es zwei Antworten geben: ja, auch wenn er gewisse Typen in all ihrer Garstigkeit beschreibt, weil erst im Kontrast das Ideal des Autors zum Vorschein kommt. Jean Paul, mag man argumentieren, liebt die Menschen, die leiden; daher muss er auch jene beschreiben, an denen die Anderen leiden. Würde er nur ‚gute‘ Menschen in seine Romane und Erzählungen aufnehmen, müsste er sich der Unwahrhaftigkeit bezichtigen lassen. Dass er das Böse dieser Welt einfängt, wiese gerade darauf hin, dass er ein Menschenfreund ist, dem eben nichts Menschliches entginge.

Der Leser könnte es aber auch anders sehen: Jean Paul mag viele Menschen nicht, die ihm begegnet sind. Deshalb zieht er sie kompromisslos in seine „sati-

rische Essigfabrik“ hinein, um sie dort fast zu ertränken. Er verachtet die Kleingeistigen, die Spießbürger, die Hartherzigen und sieht nicht ein, wieso er sie literarisch schonen soll. Außerdem ist er viel zu geistreich, um eines guten Witzes und einer brillanten Formulierung zuliebe so zu tun, als sei er ein Menschenfreund – denn seine Literatur besteht vor allem aus Literatur, und die hat, wenn sie gut, also treffend, kurzweilig und scharf sein soll, nun wirklich nichts mit Idealismus, sondern mit Realismus zu tun.

Nehmen wir nur ein einziges Beispiel: Jean Paul beschreibt in seinem ersten Roman die Scheerauer, also die Fürstenresidenz und das ältere Städtchen. Was er da bemerkt, ist ganz und gar nicht nett. Der Satiriker hält sich da nicht zurück – und am Ende ist er nicht mehr Satiriker, sondern ein kompromissloser Kritiker. Hier, bei den Neuscheerauern, die *„steife Subordination“*, dort, bei den Altscheerauern, die devote Imitation: wenn der Fürst niest, niesen alle mit (und sie *„weinen, husten, beten, laxieren, hassen und pissen“*; der Dichter liebt zumal dieses letzte, deutliche Wort). Der Mensch wird zur Staatsmaschine, die Individuen lösen sich in Subjekte auf. Der Autor des Pasquills muss feststellen: *„Sie hassen schöne Wissenschaften so sehr wie sich untereinander – unfähig, gesellschaftliches Vergnügen zu entbehren, zu veranstalten, zu genießen, unfähig zu wagen, einander offen zu hassen und zu lieben und zu ertragen, bohren sie sich in ihre Geldhügel und achten öffentlich den Reichsten und geheim den Verwandten oder gar niemand – ohne Geschmack und ohne Patriotismus und ohne Lektüre. Ihr größter Fehler ist, dass sie nichts taugen; aber sonst sind sie fleißig, voll lauter Kaufleute, enthaltsam und fegen die Gassen und Gesichter hübsch.“*



Abb. 2: Die Tasse der Königlichen Porzellan-Manufaktur (Berlin) sagt viel über Jean Pauls Rang aus, den er kurz nach seinem Tode einnahm. Damals, um 1832, hat ein einzelner Jean-Paul-Freund das berühmte Porträt (von Herrn Vogel von Vogelstein) auf eine industriell gefertigte KPM-Tasse malen lassen, die sich heute im Jean-Paul-Museum der Stadt Bayreuth befindet: ein echtes, individuelles Fan-Produkt also.

Photo: Frank Piontek.

Der Verfasser des „GiannoZZo“ wird später ähnlich über die verderbte, arme Erde und ihre Menschen schreiben: unübertroffen in der buchstäblichen Weitsicht des Luftschiffers, in Präzision und Kritik, aber auch in Mitleid. Man sieht: Jean Paul lässt sich weder auf den Humor noch auf das Pathos reduzieren. Er ist gallig und schroff, ein psychologischer Kritiker degenerierter gesellschaftlicher Zustände.

Überdies schrieb er – und auch dies macht ihn, bei aller Ferne, zu einem Heutigen – über die zwei großen Themen, die auch uns schwer bewegen: die Liebe und den Krieg. Jean Paul war ein Publizist, der sich nicht heraus hielt. Er verfasste um 1811/12 herum nicht wenige Schriften zur

Lage der Nation. Wer sie hintereinander liest, nimmt eine interessante Entwicklung wahr: vom Anhänger Napoleons zum Bellizisten.

„Wenn dieses Büchlein mehr Hoffnungen als Klagen und mehr moralische Ansichten als politische enthält; so erfüllt es mit beidem gerade das doppelte Titel-Versprechen einer Friedens-Predigt.“ Der dies schrieb, saß im Winter 1807 mit seiner kleinen Familie in einem Quartier in der Dürschnitz. Man hatte allerdings mehr Klagen als Hoffnungen zu verbreiten: das Heilige Römische Reich Deutscher Nation erlosch gerade, 1806 hatten die Preußen bei Jena und Auerstedt durch die Franzosen eine vernichtende Niederlage erlitten. Gerade, 1807, war Preußen im Frieden von Tilsit als Reststaat konserviert worden, und französische Truppen hatten Bayreuth besetzt. In dieser histo-

rischen Situation setzte sich Jean Paul an den Schreibtisch, um mit einer Reihe von kleinen politischen Schriften die Zeit zu beleuchten.

Die 1808 publizierte „Friedens-Predigt“ also. Er interpretierte Napoleons Feldzug gegen das Heilige Römische Reich als einen Freiheitskrieg, in dem die „Vaterlandsliebe“ und der „Freiheitssinn“ gut aufgehoben waren. So feierte Jean Paul den „Untergang der Staaten“, an deren Stelle ein aufgeklärtes Regiment und ein von Napoleon beschützter Fürstenbund treten sollte. Der Franzose war also in seiner Sicht nicht der spätere ‚Erbfeind‘, sondern ein Bruder, von dessen „Bildung und Lebensfreiheit“ der Deutsche sich etwas abschauen könne.

Nein, Jean Paul blies nicht in das Horn der deutschen Studenten und Freikorps, die sich den Kampf gegen die Eroberer auf das Panier geschrieben hatten, sondern wog in dieser Schrift die politischen und moralischen Argumente ab, die ihm in der Begegnung mit dem politischen Konzept des Franzosenkaisers eingefallen waren. Dass diese Argumente sich schnell als trügerisch erwiesen und sich der Dichter schon relativ schnell von Napoleon distanzierte, weil er in ihm den irrationalen Eroberer entdeckte, muss den Leser der „Friedens-Predigt“ nicht beirren. Mag ihm auch die Propaganda für den „*Freiheitskrieg*“ – nach den Erfahrungen des 20. Jahrhunderts und der Gegenwart – allzu krass erscheinen, so bleibt vielleicht doch die Erkenntnis wertvoll, dass die Hoffnung auf gesellschaftlich bessere Zeiten niemals sterben sollte: „*Wir brauchen vielerlei Hoffnungen, schon das Glück kann ohne diese nicht genossen werden, geschweige das Unglück ertragen oder geheilt.*“ Man müsste, so schlug er vor, statt den Krieg von Zweien planen und von Millionen ausführen zu lassen, nur einmal die Maßzahlen umkehren: wie schnell wäre er damit abgemacht. Die Schnelligkeit jedoch, das wusste der Mann in unheimlichem Vorwissen, hat ihre technische Seite: „*Wer bürgt unter den unermesslichen Entwicklungen der Chemie und Physik dagegen, dass nicht endlich eine Mordmaschine erfunden werde, welche wie eine Mine mit einem Schusse eine Schlacht liefert und schließt, so dass der Feind nur den zweiten tut, und so gegen Abend der Feldzug abgetan ist?*“, lesen wir in der „Kriegserklärung gegen den Krieg“. 135 Jahre vor ihrer Erfindung hat Jean Paul bereits die Atombombe herbei phantasiert. Ludwig Börnes vielzitiertes Satz, dass Jean Paul an der Pforte des 20. Jahrhunderts stehe, hat auch hier ihre grausige Richtigkeit.

Wo bleibt in dieser unruhigen Zeit zwischen Französischer Revolution, Krieg und wieder Krieg und Wiener Kongress das ‚Ich‘? Zumal Jean Pauls ‚Ich‘? Es ist auffallend, wie sehr sich besonders die zeitgenössische Literatur mit dem Phänomen des Traums auseinandersetzte. Jean Paul hat immer wieder poetisierte wie authentische Traum-Visionen, Traum-Erlebnisse niedergeschrieben. Zuvor aber ist das ‚Ich‘ da, das er in seiner „Selbsterlebensbeschreibung“ bei der Beschreibung eines frühstkindlichen Erlebnisses festmachte. Das ‚Ich‘ ist das „*Selbst-Ich*“. Im Erlebnis der kindlichen Gespensterfurcht machte sich das dunkle Seelenleben erstmals hell bemerkbar. Produktiv gemacht, entrannt dem Albtraum der poetische Quell. So wurde das traumatische Erschrecken am selbsterkennenden Ich, zugleich das Unterbewusste vergegenständlicht und zum Kunstwerk gemacht: nicht gerade zum ausschließlich romantischen Text geboselt, doch durch den romantischen Hebel der totalen Reflexion ermöglicht.

In Jean Pauls Poesie bewirkt diese Simulation ausgesprochen moderne Formen. Da lösen sich das geradlinig epische Erzählen ebenso auf wie die Gesetze der Kausalität. An der „Unsichtbaren Loge“ und dem „Hesperus“ könnte gezeigt werden, wie Traum und erzählerische Wirklichkeit einander bedingen. Jean Pauls berühmtester Text, die „Rede des toten Christus“ aus dem „Siebenkäs“, die wohl nicht zufällig im Jahr der Französischen Revolution geträumt und geschrieben wurde, zeigt die Augenblicksverdichtung in ihrer extremen Form: als schaute der Leser in einen Raum voller einander spiegelnder Spiegel, in dem die mystischen Erlebnisse zur poetischen Wirklichkeit werden, die über die normale Erfahrung des Ichs hinausgehen. Hier also Jean Pauls Todesfurcht und -er-

fahrung am „*wichtigsten Abend seines Lebens*“, 1790 in Schwarzenbach, dort die Liebesextase. Jean Paul wusste, welchem Ereignis er seine Einsichten über den Tod und die Relativität des Sterbens zu verdanken hatte. Am eben jenem „*wichtigsten Abend meines Lebens*“ erkannte er, dass der Zeitpunkt des Todes für ihn völlig unwichtig sei. Von nun an nahm er den Tod wie einen persönlichen Gegner an. Gewiss triumphiert in den Romanen und Erzählungen zumeist der Humor, doch irgendwo tat sich immer der Abgrund auf, an dessen Rand die Wörter tanzen. Die Rede also birgt mit dem Bild des zersprengten, gottlosen Alls ein mehrdeutiges Bild. Im Chaos des entgotteten Alls erhebt sich zugleich der im Traum dahinfliegende Visionär, der – als Gianozzo – auf der Welt hienieden nur abstürzen kann. Auch so kann das Individuum zerstört werden, so wie in den Wirren der gleichzeitigen Revolution, die die Krise der menschlichen Vernunft in einem einzigen blutigen Bild darbot. Die Entzauberung der Welt hatte unumkehrbar eingesetzt, auch durch Jean Pauls verzweifelten Ruf nach einem göttlichen Kosmos. Die Rede mag die Frage nach dem Charakter Gottes eindeutiger beantworten, als es manchem Traumgänger lieb sein kann, der sich allein auf Jean Pauls eigenen, selbstberuhigenden Kommentar verlässt. „*Es ist keiner...*“

Die Welt ist aus den Fugen; man weiß es spätestens seit dem Jahre 1600, da Shakespeare seinen Hamlet den Sinnspruch des Jahrtausends aussprechen ließ. Auch Jean Paul hat es, oft genug, beschrieben, ohne allerdings der Ohnmacht über diese Fugenlosigkeit allzu viel Raum zu gewähren. Der Humor mochte da das rechte Mittel sein, um mit Bosheit die Ausweglosigkeit der irdischen Verhältnisse zu beschreiben – wenn er nicht, was selten war, Gestalten

wie der liebenswürdigen Theoda Katzenberger die Chance gab, schon auf Erden glücklich zu werden. Allerdings bricht die Erzählung ab, wenn sich Theoda und ihr geliebter Theodobach die Hand geben.

Auch das Ende des „Siebenkäs“ bleibt janusköpfig. Das letzte Wort ist vielleicht nur eine Täuschung, und über die Traurigkeit geht nichts, gerade weil Natalie und Siebenkäs, dessen erste Frau inzwischen unter der Erde liegt, sich bekommen. „*Kein Engel erscheint*“, sagt Siebenkäs, bevor Natalie das Wort – ist es das rechte? – findet. „*Nirgends als in der Ewigkeit liegt die Hoffnung*“, doch der Roman wird zuallerletzt, als müsste es so sein, allzu schnell freilich, optimistisch umgebogen: „*und die Leiden unseres Freundes waren vorüber*“. Man wünscht es ihm, dem Siebenkäs, aber „*der Traum des Lebens wird ja auf einem zu harten Bette geträumt*“, wie der Dichter weiß. Die Ehe von Natalie und Siebenkäs konnte Jean Paul schließlich nicht mehr beschreiben, so sehr er es auch plante. Es hatte Gründe. Es bleiben Widersprüche: Wenn Lenettens Tod beschrieben wird, geht es uns wie dem Armenadvokaten. Vergessen sind ihre „*geistigen Provinzialismen*“. Was bleibt, ist Trauer, aber Jean Paul wäre nicht Jean Paul, gäbe er nicht eine bittere Pille hinterdrein. Der Leser weiß irgendwann nicht mehr, ob er weinen oder lachen soll. So trifft ihn der Autor ins Herz. Allein die Sterblichkeitswelt wird immer wieder ins Urkomische gewendet, doch Jean Paul schreibt auch sauer – und zart. Man lese nur von der Trauer und von verlorenen Augenblicken, von der verlorenen Zeit und der gefundenen und wieder verlorenen Liebe. Man lese die „Flegeljahre“, diesen herrlichen Roman über zwei Brüder, man nehme das alles wahr: die milde Kraft von Einsamkeit und Dunkelheit, besonders aber das Abendrot

und den Mondenschein. Jean Paul ist der Dichter der Verschattung und des sanftesten aller Lichter.

„Wie war dein Leben und Sterben so sanft und meerstille, du vergnügtes Schulmeisterlein Wutz! Der stille laue Himmel eines Nachsommers ging nicht mit Gewölk, sondern mit Duft um dein Leben herum: deine Epochen waren die Schwankungen und dein Sterben war das Umlegen einer Lilie, deren Blätter auf stehende Blumen flattern – und schon außer dem Grabe schliefest du sanft.“ So beginnen Meisterwerke. Mit dem „Wutz“ gelang es Jean Paul, einen Weltentwurf auf ein paar Seiten zu liefern, eine winzige Epopöe, die beweist, dass man nicht immer (geniale) siebenhundert Seiten braucht, um ein in sich geschlossenes Leben zu schildern, mag es sich nun in Dublin oder Lübeck, auf den Weltmeeren oder in den Wäldern des phantastischen Realismus abspielen. So übt sich auch der Autor in der Beschränkung, indem er „das glückliche und vergnügte Leben eines Schulmeisterleins betrachtet, der – in Wahrheit arm und vom Leben nie verwöhnt – doch von Freudeninsel zu Freudeninsel schifft, mit gleichbleibender Ruhe und Gelassenheit“, wie Hanns-Joseph Ortheil geschrieben hat.

Auch das Schulmeisterlein Maria Wutz lebt in einem Elysium. Was braucht der gute Mann dazu? Nicht Geld, nicht Pomp und eine reiche Hütte, nur die seltene Gabe des Fröhlichseins. Wutz ist ein Meister: in der Kunst, glücklich zu sein inmitten einer Umwelt, die doch, der Dichter sagt es uns immer wieder, so ganz und gar nicht fröhlich ist. Wird hier die Armut verklärt, das Unglück der unteren Stände wegrationalisiert? Jean Paul nannte sein kleines großes Werk „eine Art Idylle“, also keine. Man sieht deutlich, dass Jean Paul das Chaos des Lebens mit Kunst be-

zwungen hat. Jean Paul wurde der erste Surrealist der Prosa, der sein Werk der Zeitlosigkeit einschrieb: seine Menschenkenntnis kulminierte in der Satire, „vor der die Metakritik verstummt“, wie Hans Wollschläger einmal in einem Bayreuther Vortrag bemerkte.

Wo bleibt da Gott, mag der Gläubige fragen, der die Texte des Pfarrerssohnes liest? Natürlich musste angesichts einer entzauberten Welt das Problem Gott für den Pfarrerssohn unabgegolten bleiben. Jean Paul packte den schwierigen Stoff zuletzt an, als er die Fragment gebliebene „Selina“ konzipierte: im Geist einer Skepsis, die zugleich die Fortdauer der Tätigkeit der Seele als auch die Einsamkeit des Schöpfers erdachte: „Gott ist einsam. Er lebt nur unter Sterbenden.“ Ein derartiger „Vernichtglauben“, der sich lustvoll in die Gefilde der ewig-unsichtbaren Nacht begab, konnte wohl nur im Fragment zu einer sonderbar befriedigenden Form finden, weil erst das Fragment auf das Fortsprechen im Jenseits zu verweisen vermag.

Heute sind uns Gewissheiten von der Art, dass das All und die Seele unsterblich seien, zu bloßen Denkmöglichkeiten geronnen. Wir wissen über die „Unsterblichkeit der Seele“ nicht mehr als zu Jean Pauls Zeiten, aber wir sollten, mit Hans Wollschläger, nicht verlernen, dass die „Gefühlsansichten Welträtsel aufschließen.“ Jean Paul blieb in diesem Sinne einer der größten Dichter für Denker – und Fühler.

Der mehr zitierte als gelesene Jean Paul hatte einen scharfen Blick, weil er wusste, dass man einiges tun muss, um die gesellschaftliche und seelische Scheintotenhaftigkeit abzustreifen. Führt er selbst heute mehr als ein durch Jubeljahre grün angestrichenes Scheintoten- und Wiedergängerdasein? „Wir aber hatten ihn und haben ihn nicht mehr“, sagte Börne bereits

vor 175 Jahren. „Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die, die ihn nicht verloren.“ Nein, man kann diesen Dichter nicht haben, man kann ihn nicht wirklich besitzen, dazu ist er zu vielfältig und gelegentlich zu fern. Herrmann Hesse bezeichnete sein Werk nicht grundlos als „einen wahren Urwald der Poesie“ – doch viele kehren zurück, gescheitert an den Strünken der Assoziationen, den wuchernden Einfällen, den Schlingen des Humors. Aber dann... Dann steht der Leser glücklich in diesem wilden Garten, der keinen Ausgang hat, und möchte nie wieder hinaus. Vielleicht ist das ja das einzige jeanpaul'sche Idyll: nicht das einer bürgerlichen Behäbigkeit, in deren Löchern man so trefflich einbrechen kann, sondern das der Literatur, in die man sich tief, nur fast weltvergessend hinein versenken kann – in allem Unglück, das sie zu bergen und zu behüten vermag.

Dr. Frank Piontek, geb. 1964 in Berlin, kulturell geprägt in Charlottenburg, lebt seit 1988 in Bayreuth als Kulturpublizist. Viele Vorträge, Aufsätze und Artikel über Musiktheater, Kunst und Literatur in Bayreuth, Salzburg, Paris, Berlin, Venedig, Leipzig u.a. 1997: Theaterstück *Casanova kam zu spät* (mit M. Müller, Markgräfliches Opernhaus), 2013: *Siebenkäs* (mit M. Müller, Studiobühne Bayreuth). Hospitanzen: Semper-Oper Dresden, Wiener Staatsoper. Mitkonzeption des „Jean-Paul-Wegs“ in Oberfranken und Konzeption des Jean-Paul-Museums Bayreuth u.v.a. Buch: *Plädoyer für einen Zauberer. Richard Wagner* (Köln 2006). Blogs: eigenschaften.sitebob.com. literaturportal-bayern.de/logenblog. Seine Anschrift: Leuschnerstr. 13, 95447 Bayreuth, drpiopiontek@gmx.de.



halbigdruck
 offset  digital

EGLMAIER VERLAG
 Fachverlag für Handel
 Behörden und Industrie

Heisenbergstraße 3
97076 Würzburg

Telefon 09 31/2 76 24
Telefax 09 31/2 76 25

info@halbigdruck.de
www.halbigdruck.de